

Nr. 230. Bromberg, den 21. Oktober 1928.

Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Zweites Kapitel.

Der sonderbare Koch und der rätselhafte Tellerflicker.

Vinzenz muß, um in sein Zimmer zu gelangen, durch einen Gang und über eine Wendeltreppe gehen. Das Zimmer liegt über dem Laden. Es ist ein großer, viereckiger Raum, einfach, aber sehr sauber eingerichtet, die Wände sind aus Gips, der Fußboden ist mit roten Ziegelsteinen ausgelegt. Das Licht fällt durch zwei Fenster, die auf die Straße gehen; eine kleine, stille, wenig belebte Vorstadtstraße.

Ungefähr in der Mitte von Parterre und erstem Stock ist ein kleines Fensterchen in der Mauer angebracht, durch das die Nebenräume gelüftet werden sollen. Vinzenz macht ganz mechanisch — oder vielleicht, weil er hört, wie heftig das Geschirr daneben durcheinander geworfen wird — auf einer Stufe halt und schaut, auf den Zehenspitzen stehend, in die Küche. Dort wird das Abendessen vorbereitet. Die Mutter Tavane, eine ganz besonders erfahrene Saucenköchin, bereitet eben die Saucen, ihre Tochter Gertrud wäscht die Teller und vor einem offenen Anrichtetisch steht ein Mann, der als Hilfskoch angestellt wurde. Er ist in Hemdärmeln, hat eine Küchenschürze vorgebunden und will gerade die Eier über einer Schüssel aufschlagen. Dieser Unbekannte hat sich erst heute frühmorgens im Laden vorgestellt. Er erzählte, er habe erfahren, daß man im Hause Hochzeit feiere. Er sei ein arbeitsloser Koch und könne sich, wenn man ihn aufnehmen wolle, in der Küche nützlich machen, denn er habe, wie er behauptete, im Ritz, im Terminus und in den größten Hotels gearbeitet. Er verlange nichts, als die Verpflegung. Vinzenz war gerührt und versprach dem Mann, der in großer Not zu sein schien, noch hundert Sous obendrein.

Die Mutter Tavane vervielfacht sich förmlich. Sie mischt die Saucen, schürt das Feuer, putzt das Gemüse, kostet alles, verjagt die Fliegen, schimpft mit dem Abwaschmädel: „Vorwärts, Gertrud! Schlaf nicht ein!"

Das Mädchen fährt aufgeschreckt aus Gott weiß was für verlockenden Träumen in die Höhe; es wird feuerrot und taucht seine abgebrühten Arme bis zu den Ellbogen in das fette Wasser des Schaffes, um dann mit großem Geklirr eine Handvoll Gabeln herauszufischen.

Vinzenz will eben weiter über die Stiegen gehen, um in sein Zimmer zu gelangen, da erregt eine an sich unbedeutende Kleinigkeit seine Aufmerksamkeit.

Der Mann, den er morgens aufgenommen hat, dieser unbekannte Arbeitslose, dieser Koch von Ritz, Terminus und allen möglichen anderen Grand-Hotels weiß nicht, wie man ein Ei aufschlägt.

So merkwürdig das auch sein mag, es ist nicht zu leugnen. Dieser Koch weiß nicht, wie man ein Ei aufschlägt. Eben nimmt er eines ganz ungeschickt in die Hand, dreht es nach allen Seiten, wägt es förmlich. Schon will er die kleinere Spitze am Rand des Topfes aufschlagen, da besinnt er sich, und zerschlägt das Ei heftig mitten durch, so daß Dotter und Klar sich außerhalb der Schüssel mischen.

Vinzenz ist erstaunt. Er runzelt die Brauen, beinahe argwöhnisch. Aber dieser Ausdruck weicht sofort einem mitleidigen Lächeln. Armer Teufel! denkt er, hat lügen müssen, um sein tägliches Brot zu verdienen. Wenn der ein Koch ist, so ist er, Vinzenz, der Tischler, Erzbischof oder Notar. Aber schließlich — warum ihn wegschicken? Er bleibt ja so wie so nicht in seinem Dienst. Und dann verlangt auch eine mildtätige Sitte, daß am Tage der Hochzeit ein Gedeck für einen Armen bereit steht.

Vinzenz will eben seinen Beobachtungsposten verlassen, um auf dem Zimmer seine „Verkleidungen" vorzubereiten, da hält ihn eine neue — nicht weniger merkwürdige — Kleinigkeit an dem Fensterchen fest. Seine Züge sind gespannt.

Der Unbekannte zieht eben eine Lupe aus der Tasche. Er betrachtet mit großer Genauigkeit den Rand eines Desserttellers, indem er gleichzeitig über seine Schulter hinweg jede Bewegung der Mutter Tavane im Auge behält, damit sie nicht merke, was er tut, und sich darüber wundere. Dann nimmt der närrische Koch, von dem Ergebnis seiner Bemühungen zweifellos befriedigt, einen Schürhaken und zerschlägt mit einem kurzen Hieb den Boden des Tellers, so daß dieser in genau zwei Stücke zerfällt.

Die Mutter Tavane fährt bei dem Krach in die Höhe: „Na, na . . ."

Der Ungeschickte jammert: „So ein Pech! Er ist mir förmlich aus den Händen gerutscht . . . auf den Herd ist er gefallen."

„Schmeißen Sie ihn doch auf den Mist", sagt Gertrud.

Der Unbekannte mimt dunkelste Verzweiflung. „Ach Gott, ach Gott . . . So was passiert mir sonst nie . . . ich weiß gar nicht, wie es gekommen ist . . . So ein Pech! . . . Der schöne Teller! . . . Und bei so netten Leuten! . . . Ach Gott, ach Gott! . . . Nun, es ist mein Schaden. Ich werde ihn auf meine Kosten leimen lassen."

„Ach was . . . ein Teller um fünfzehn Sous . . . darauf kommt's gerad an", brummt die Mutter Tavane.

Aber der Koch läßt nicht locker. „Ja . . . und ich werde ihn leimen lassen . . . die Stücke gehen ineinander . . . es fehlt nichts . . . man wird es gar nicht sehen."

In diesem Augenblick — und zwar gerade in diesem Augenblick — in dem der Unbekannte ein Stück Teller in jeder Hand, vor dem Küchenfenster gestikuliert, ertönt ganz nahe, vielleicht auf der anderen Seite der Straße, auf dem Trottoir gegenüber, der scharfe Ton der Trompete eines Tellerflickers.

„Das ist der König Dagobert,
der trägt die Hosen umgekehrt . . ."

flötete die Trompete.

Da ruft der Koch den Mann auch schon herbei: „He, Sie . . . Hier gibt es was zu kitten!"

Vinzenz kann den Neuangekommenen nicht sehen. Eine Ecke des Anrichtetisches verstellt ihm die Aussicht. Aber er hört:

„Da — ein Teller, Kamerad!"
„Zu leimen, wie ich sehe."
„Ja, zu leimen."
„Gib her . . . danke . . ."
„Paß auf!"
„Nur keine Angst . . . ich kenn mich aus . . . ich bring es schon in Ordnung."

Und nun sagt der Koch plötzlich und — wie es wohl scheinen muß, ganz ohne Zusammenhang — **folgenden** Satz:

„Du meldest beim Rapport, es steht gar nicht mehr so aus, daß man sagen könnte: „auch nicht der Schatten eines blonden Kinderhaares.""

Worauf der andere mit lautem Lachen antwortet: „Was den Teller betrifft — Matrikel 1193!"

Vinzenz Paroli scheint von plötzlichem Entsetzen gepackt. Eine große Blässe verwischt seine Züge. Die fahlen Lippen zittern, zittern — und sein verstörter Blick ist erstarrt wie in Hypnose.

„Nein . . . nein . . . es ist unmöglich."

Er wirft sich in einem raschen Ruck zur Seite, als fürchte er jetzt, sein Gesicht in der Fensteröffnung dem geheimnisvollen Koch zu zeigen.

Er krümmt sich, der Rücken wölbt sich in einem Bogen, die Knie sind gespannt, sprungbereit. Und nun wirft er über seine Schulter den verstohlen scharfen Blick des gehetzten Tieres — über seine Schulter, hinter sich, so, wie damals, wie vor zehn Jahren . . . so wie damals . . .

Aber was beobachtet er jetzt so scharf am Ende des Ganges? Einen Kleiderhaken, auf dem einige Sachen hängen . . .

Auf leisen Sohlen schleicht er mit dem unruhigen Schritt der Waldtiere und Räuber die Mauer entlang, die Stiege hinunter. Er geht geradewegs auf den Kleiderhaken zu, erreicht ihn, erzittert, wendet sich ab, versichert sich, daß niemand ihn sieht und reißt nun schnell einen schwarzen, abgetragenen Männerrock herunter. Er durchwühlt die Taschen . . .

Vinzenz' Atem ist kurz, rasch, rauh wie ein Röcheln. Und wie kraftlos seine Hände sind. . . . In der einen Tasche finden sich: ein Feuerzeug, ein Schlüssel, ein Stückchen Bindfaden, eine Karte der Stadtbahn, die an der Station „Cité" gelöst wurde. In der anderen Tasche: ein Briefumschlag mit der Adresse: Herrn Barbelon, 24, Rue Rennequin. In dem Kuvert ist ein ermäßigtes Billett für eine Music-Hall auf dem Montmartre; dann noch eine Pfeife, ein Päckchen Tabak, ein Stück Kreide.

In der großen Innentasche des Rockes findet Vinzenz ein baumwollenes Taschentuch und eine Mütze, an deren rechter Seite über dem Ohr ein Trauerflor befestigt ist. Unter den Flor wurde, wie üblich, die Stadtbahnkarte gesteckt und vergessen. Diese Karte stammt aus der Station „Cité". Also, wie die andere! . . . Dieser Barbelon wohnt in der Rue Rennequin . . . Die Rue Rennequin . . . nein, aber . . . Vinzenz erinnert sich, daß sie ganz unten im siebzehnten Bezirk bei den Ternen gelegen ist. Also? . . . Wo aber liegt nun die Stadtbahnstation „Cité"? An einem Platz . . . ja, an einem Platz . . . und, rechts ist das Gerichtsgebäude . . . und gegenüber die Polizeipräfektur . . .

Die Präfek . . .

Vinzenz läßt den Rock zu seinen Füßen fallen. Er schwankt. Mit einer Schulter lehnt er an der Mauer in den Kleidungsstücken. Es ist, als lösten diese sich voneinander, um sich dann vor sein gequältes Gesicht zu legen, als wüßten sie alles und als suchten sie ihn vor den Augen der Verfolger zu verbergen.

Ein langer, langer melodischer Seufzer erfüllt auf einmal das Haus. Das ist Klein-Louis, der die große blaue Ziehharmonika mit Luft füllt, um „den Herren und Damen" zum Tanz aufzuspielen.

Vinzenz rafft sich auf. Mit deutlicher Überwindung nimmt er den Rock, dessen Taschen er eben untersucht hat, und hängt ihn wieder an den Haken.

Kein Zweifel mehr! Er weiß jetzt, wer der Koch ist. Er weiß es . . .

Die Ziehharmonika seufzt langgedehnt einen Walzer. Unwillkürlich murmelt Vinzenz die Worte mit, Worte, die von ruhigen Landschaftsbildern und von einem stillen Leben singen:

„Komm, o Nini, mit der lust'gen Bande,
Laß uns streifen durch die hellen Lande,
In den Wäldern, die voll Blumen steh'n . . .
Wollen Majoran wir pflücken geh'n . . ."

Während sein schweres Herz von geheimer Angst erfüllt ist. Er umklammert das Geländer und steigt vorsichtig die Stiegen wieder hinauf. Die Beine sind wie Blei. Das Lied verfolgt ihn. Er hört das Geräusch des Tanzens, das Scharren der Schuhe auf dem rauhen Fußboden. Ein Stuhl wird im Getümmel umgeworfen und fällt auf seine Lehne auf. Langes, nervöses Frauenlachen durchschneidet die Musik . . .

Vinzenz hat die Tür seines Zimmers aufgestoßen. Er geht hinein . . . Rasch sperrt er hinter sich ab, dann bleibt er, die Hände auf den Schoß gestützt, einen Augenblick reglos stehen. Er lehnt das Ohr an die Türfüllung. Nein, niemand ist ihm gefolgt . . .

Aber, die Ziehharmonika setzt aus. Und die darauffolgende Stille bekommt sofort etwas Drohendes.

Vinzenz tritt an eines der beiden Fenster. Er zieht den Vorhang zurück, macht das Fenster auf, schaut hinaus . . .

Gegenüber sitzt auf der Schwelle eines Nachbarhauses der Tellerflicker auf der Straße und flickt einen alten Topf. Vinzenz traut seinen Augen nicht, wie er auf die rechte Hand des Arbeiters schaut. Wie geschäftig ist doch diese Hand! Sie fährt hin und her und greift dabei nach einem Werkzeug in der Schachtel mit den Lederriemen, deren polierten Deckel ein fünfzackiger Stern aus goldenen Nägeln ziert. Sie fährt hin und her, wirft das Werkzeug wieder weg, nimmt ein anderes, schwingt es, setzt es an die zersprungene Wand des Topfes an, als wollte sie schon Löcher für die Klammern bohren, zieht es aber fast gleichzeitig wieder zurück.

Schwindel! . . .

Vinzenz schüttelt den Kopf, niedergeschlagen läßt er die Schultern hängen. In einem erstickten Seufzer flüstert er: „Die Mausefalle . . ."

Dann zieht er den Vorhang wieder vor.

Wozu auch noch länger den rätselhaften Tellerflicker betrachten? Es ist doch klar, der Mann kann so wenig einen Topf flicken, wie der Koch ein Ei aufschlagen kann. Dagegen ist ganz deutlich zu sehen, wie dieser Mann über seinen Hutrand hin Vinzenz' Tischlerei und den Hof mit dem verschlossenen Tor, das in den Hinterladen und in die Werkstatt führt, beobachtet.

Die Mausefalle . . .

Vinzenz wußte genau, daß die Spaziergänger, die am äußersten Ende der Straße hinter dem Haus das Ufer der Marne entlanggingen, nur scheinbar in ihre Zeitungen vertieft waren; und daß die Strolche, die sich ohne Hemdkragen mit ihren Apachenschöpfen im hohen Gras der Böschung wälzten ,nur zum Schein schliefen. Alle diese Bummler und Lumpen hielten trotz des angeblichen Interesses an ihrer Lektüre und trotz ihres Nichtstuns in Wirklichkeit die Augen auf das Dach seiner Wohnung, auf jedes Fenster, jedes Kellerloch, jede Öffnung gerichtet.

Die Mausefalle!

Oh, diese Ziehharmonika . . . Sie erstickt förmlich an den raschen Rhythmen einer Polka. Die ganze Hochzeit scheint zu tanzen. Das Haus erzittert unter den schweren Schritten der Paare. Hier aber im Zimmer auf dem Kamin klirren die feinen gläsernen Leuchtereinsätze. Sie klirren, klirren auf den kupfernen Leuchtern. Es klingt wie Zähneklappern.

Ihm ist, als teile das ganze zitternde Haus sein Entsetzen.

Da fällt er vor seinem Bett schwer in die Knie und erstickt, das Gesicht in die Kissen vergraben, sein Schluchzen, seine jammervollen Klagen:

„Mein Gott . . . mein Gott, warum hast du mich verlassen . . . Meine Sünd' hab' ich gebüßt . . . ein ganzes Leben voll Gewissensqualen . . . Und war ich in den zehn Jahren nicht ein guter Vater und ein guter Ehemann, war ich nicht hilfreich gegen alle gewesen? . . . Die anderen haben es gesagt, jetzt eben . . . Du darfst mich nicht verlassen, lieber Gott! Gerade nun ,da ich so froh war . . . ach, so froh! . . . Vinzenz, sagte ich mir, jetzt ist die Reihe an dir, jetzt kommt auf dich ein bißchen Glück . . . Ich habe Boubou eine neue Mutter gegeben . . . das Geschäft geht nicht schlecht . . . ich hatte Ruhe für den Rest meines Lebens, Friede, Vergessen . . . ich würde meinen Sohn gut erziehen . . . einen anständigen Menschen aus ihm machen, das schwör' ich! . . . Aber auf einmal bin ich wieder gehetzt wie ein Tier . . . Man wird mir meinen Boubou wegnehmen . . . Ich will nicht dorthin zurück . . . lieber sterben . . . Mein Gott, erbarm dich meiner, rette mich . . . Sag doch selbst, was hab ich denn inzwischen getan, daß ich so furchtbar gestraft werden soll! . . . Ich habe nichts getan, nichts . . . Ich will nicht dorthin zurück! . . . Dieser Jammer! . . . Diese Schande! . . . Ach, mein Boubou! . . . Mein kleiner Boubou! . . . Lieber Gott, versteh mich doch, ich bin ja nur ein armer Mann . . . du darfst mich nicht im Stich lassen . . . denk doch, mein Gott, bedenk es doch! . . . Nur mehr fünf Tage und es ist vorbei! . . . vorbei! . . . Nur mehr fünf Tage und ich bin gerettet."

Drittes Kapitel.

Der schwarze Mann.

Die Ziehharmonika haucht in einem plötzlichen Seufzer ihre müde Seele aus. Zugleich hören die Schritte auf. Das Haus erstarrt. Die Leuchtereinsätze stecken schief in den Leuchtern. Die Polka ist zu Ende . . .

In der neuerlichen Stille fürchtet Vinzenz auf einmal die eigene Stimme. Er richtet sich auf, ballt die Fäuste, ermannt sich. In krampfhafter Willensanstrengung preßt er die Zähne ineinander, um auch nicht eine Klage mehr entschlüpfen zu lassen.

Es wird zum Kampf kommen. Nun gut, er wird den Kampf aufnehmen! Läßt der Himmel ihn nicht im Stich, so ist er in fünf Tagen gerettet.

Gerettet!

Aber ach, um das Haus herum zieht das Netz ja schon seine Maschen zusammen. Es legt sich an die Mauern, es versperrt jeden Ausgang . . .

Macht auch nichts . . . „Dort unten" war er einst in die Schliche der berühmtesten Flüchtlinge eingeweiht worden. Er muß nur in seinen Erinnerungen suchen, seine alte Seele wiederfinden, seine scheu gehetzte Tierseele, jene Seele, die Tag und Nacht hartnäckig nur von einem Ziel besessen war: der Flucht.

Und er wird fliehen! . . .

Fünf Tage wird er gehetzt und gejagt den Fallen ausweichen . . . Fünf Tage voll unendlicher Anstrengungen! . . . Fünf Tage voll schmählicher Angst und Verzweiflung . . . Fünf Tage wird er Stunde um Stunde in der Furcht vor den Verfolgern leben — oder vielmehr sterben.

Er wird den Kampf aufnehmen!

Er allein gegen die Gesellschaft, die, eine mächtige Rächerin, sich wieder gegen ihn gewendet hat, um eine alte Blutschuld einzulösen. Er allein — was ist das doch für ein ungleicher Kampf!

Oh, er weiß genau, wie alle diese Telephon- und Telegraphendrähte die Schienen entlang die Städte durchqueren, die Felder durchschneiden, die Flüsse überspringen, die Berge überziehen, wie sie in dem ganzen Land in tausend sich kreuzenden, verknotenden Verzweigungen sich ausbreiten, um — auch sie ein Netz, und zwar ein ungeheures — alle Himmelsrichtungen zu alarmieren, seinen Beruf, seine Personsbeschreibung weiterzugeben: „Bernier Léon, entsprungener Sträfling, seit zehn Jahren in Nogent-sur-Marne unter dem Namen Vinzenz Paroli (er besitzt auch echte Papiere auf diesen Namen) als Tischler wohnhaft. Alter: 45 Jahre; Stirne mittel, Gesicht oval; Haare grau, an den Schläfen gebleicht; trägt einen Backenbart; Augen braun, Nase gerade; Größe 1 Meter 70."

Man setze alles daran, um sich dieses Individuums zu bemächtigen. Da er am 13. April 19.. von dem Geschworenengericht zu Rennes zur Deportation verurteilt wurde, wird am nächsten 13. April um Mitternacht — das heißt also in fünf Tagen — seine Strafe verjähren. Denn nach Artikel 365 des Strafgesetzes verjähren die Strafen der gemeinen Verbrecher zwanzig Jahre nach dem Tag der Verhaftung oder Verurteilung. Er wäre also von diesem Tag an frei, unterstände nicht mehr dem Gericht und könnte nie mehr der schauerlichsten aller Strafen, der lebenslänglichen Deportation, diesem täglichen, langsamen, unbarmherzigen und hoffnungslosen Tod verfallen.

Man hat — ganz abgesehen von der sicheren Beförderung — eine Prämie für jeden Polizeibeamten, sei er Detektiv, Gendarm oder Grenzsoldat, ausgesetzt, dem es gelingen sollte, noch in der angegebenen Frist dieses Bernier habhaft zu werden.

Man hat eine Prämie ausgesetzt! . . .

Er sieht sie förmlich, die Detektive! Schon stehen sie in ganz Frankreich an jedem Bahnhof, bei jedem Grenzpfahl, bei jedem Brückenkahn der großen Häfen. Ihre forschenden Blicke durchbohren die Gesichter der Reisenden.

Nicht einmal auf dem ruhigen Land werden die Straßen von der Gendarmerie verschont bleiben. Jeder Vagabund, jeder Wanderer, jeder arme Teufel wird von nun an angehalten werden: „Hallo! Sind Sie der entsprungene Sträfling Léon Bernier? Kommen Sie näher! . . . Graue Haare . . . an den Schläfen gebleicht . . . braune Augen . . . Backenbart . . ."

Er sieht sie förmlich, wie sie, angestachelt durch das versprochene Geld, von Ehrgeiz und von Jagdfieber besessen, schon hinter ihm her sind. Die Menschenjagd! Welch schwindelnder Rausch! Ihm ist, als höre er noch durch die letzten zehn Jahre hindurch das Schreien der Neger und das wütende Gebell der Meute, die dort unten, in den meergrünen Wäldern der Tropen auf seine Fährte losgelassen wurden. Er war mit drei Leidensgenossen aus dem Bagno entsprungen. Zwei wurden wieder erwischt, der dritte starb unter den Pranken eines Alligators in den schlammigen Fluten des Maroni.

Oh, das Bellen der Hunde und das Kreischen der rasenden Neger!

Doch, was ist das, warum näselt die Trompete des Tellerflickers jetzt diesen unschuldigen Reigen:

„Paß auf, La Tour,
Paß auf, La Tour,
damit sie dich nicht schlagen!"

Warum? Vinzenz lauscht . . .

In diesem Augenblick öffnet Amédée das Haustor. Wie es doch in seinen Angeln knirscht! . . . Sicherlich bemerkt es der Mann gegenüber und mahnt nun seinen Helfershelfer. Ja, natürlich, dieses Lied ist ein Signal: „Paß auf, Bruder Koch! Beobachte das Haus! . . . eine Tür öffnet sich . . . Beute darf uns nicht entgehen . . . Denk an die Prämie, Kamerad, an die Beförderung! . . . Nimm dich in Acht! . . . Paß auf!"

Lange Zeit bleibt Vinzenz unbeweglich mitten im Zimmer stehen. Seine Lider sind geschlossen, zittern in nervösen Fältchen. So kann er sich sammeln, allein sein mit seinen Gedanken. Wie er so nachdenkt, tritt ein Netz von blauen Äderchen an seinen Schläfen hervor. Es ist, als atmete er kaum . . .

„Paß auf, La Tour . . ."

Fliehen, Fliehen!
Aber wie?

„ . . . Paß auf, La Tour,
damit sie dich nicht schlagen!"

Da hat Vinzenz die Augen geöffnet, sein Entschluß ist gefaßt. Er bückt sich und hebt ein Brett vom Fußboden auf. Darunter wird eine Öffnung sichtbar. Er selbst hatte, nachdem einmal ein vorüberziehender Kunde dreihundert Frank aus der Kasse hatte mitgehen lassen, diese Vorrichtung angebracht, um so das Geschäft von seinem Zimmer aus überwachen zu können. Er beugt sich darüber. „Amédée!" ruft er.

„Hallo? . . . Ach, Sie sind's, Meister!"

„Hast du das Tor aufgemacht?"

„Ja . . . Ich liefere jetzt die Arbeit ab . . . Hab ihn auf den kleinen Vierräderigen geladen, eine Decke drüber . . . Ich schlüpfe noch in meinen Rock und geh."

„Gut, Amédée! . . . Übrigens, geh und trink doch für deine Müh noch einen Schluck auf meiner Hochzeit. Auf meine Gesundheit!"

„Ja, Meister, da sag ich nicht nein . . . Hab ein schönes Stück Arbeit heut hinter mir und mein Schlund ist ausgetrocknet, sozusagen . . . so ein Eichenholz ist ganz was anderes, als Tannenholz . . . da braucht's Kraft, es zu nageln . . . ja, ja . . ."

„Amédée!"

„Hallo!"

„Mach das Tor wieder zu!"

„Aber ich geh doch gleich!"

„Mach das Tor wieder zu, sag ich dir!"

„Na gut . . . ich mach's zu."

„Und laß niemanden aus der Werkstatt heraus!"

„Schön, ich versteh . . . Soll uns wohl keiner von der Hochzeit unter die Decke gucken . . . Das möcht ihnen ein bißchen den Spaß verderben. Wäre eine nette Aufregung."

„Amédée!"

„Hallo?"

„Und laß dir Zeit bei deinem Glas . . . ich geb dir zwanzig Minuten . . . Dann aber redest du kein Wort und fragst niemanden — hörst du, Amédée! — du wendest dich an niemand mehr, sondern spannst dich ein und gehst deine Arbeit abliefern."

„Meister, Sie können ruhig auf mich zählen . . . Und — auf Ihr Wohlsein!"

(Fortsetzung folgt.)

Frauchen ist kokett.

Humoreske von Karl Fuß, Essen.

Doktor Lorenz Zettelkasten runzelte die Stirn und zog ärgerlich an dem Schlips, den er eben umlegte. „Dein Kleid scheint mir reichlich ausgeschnitten," sagte er zu seiner Frau, die gerade die Balltoilette beendigt hatte.

Frau Elli errötete leicht. „Komm, ich helf' dir — du wirst mit deiner Krawatte doch nicht fertig." Schon nestelte sie am Kragen des Herrn Gemahls. Der hielt still, bis alles saß. Dann fuhr er heftig herum und giftete: „Ihr Frauen habt eine aufreizende Art, unangenehme Dinge zu überhören."

„Und deine Westenschnalle ist natürlich auch wieder nicht zugezogen; komm', ich mach' sie dir zurecht."

„Zum Kuckuck, die Weste mag baumeln, ich stelle nochmals fest, daß die Art, wie du deine Reize . . ."

Frau Elli errötete heftiger und schwieg.

„Ich habe überhaupt den Eindruck, als ob du in letzter Zeit . . . hm — deine Röcke werden nachgerade schamlos kurz und . . ."

„Weißt du", sagte Frau Elli, „wenn wir jetzt nicht schnell losziehen, kommen wir bestimmt zu spät."

Doktor Zettelkastens Auge flammte, als habe er seine rüpelhafte Tertia vor sich. Aber schon wandte sich Frau Elli zum Gehen. Und während er hastig in den Frack schlüpfte, dachte er in sich hinein: „Wie hübsch sie ist, meine Frau!"

Da hatte er auch schon die Handschuhe übergezogen. Frau Elli stand im Flur. Ihr schwebte ein kleines spitzbübisches Lächeln auf den Lippen. Und eine ganz kleine Sehnsucht lag in den Augen. Aber davon merkte Doktor Lorenz Zettelkasten nichts, als er mit ihr die Treppe hinunter stieg. —

Frau Elli war der bewunderte Mittelpunkt des Balles. Die Herren schwärmten um sie, und die Damen machten böse Augen.

Noch einer hielt's mit den Damen und schaute finster drein: Doktor Lorenz Zettelkasten. War das seine Frau, die so offensichtlich kokettierte wie ein Backfisch? Die an der Perlenkette ihres silbernen Lachens die Männer hinter sich her zog? Sie ins Netz ihrer herausfordernden Blicke verstrickte? War das Elli, seine Elli, die er als fürsorgliche Hausfrau, als seine treue Kameradin, als zurückhaltenden Menschen kannte? Die sich immer mit seiner Liebe begnügt hatte, auch wenn er sie nicht so offen und plump zeigte wie jene Herren ihre Verliebtheit. Denn man darf natürlich seine Frau nicht allzu sehr verwöhnen, das ist gegen die Manneswürde.

„Ihr liebes Frauchen ist ja heute recht auf der Höhe!" sagte die Gattin seines Vorgesetzten zu ihm, indes er mißgelaunt in einer Ecke saß. „Neidische alte Krawallschachtel!" dachte Lorenz und machte eine förmliche Verbeugung.

Vergebens suchte er seinen Ärger zu übertäuben. Ein guter Tänzer war er nie gewesen. Bälle lockten ihn überhaupt nicht. O nein, nur Ellis wegen ging er hie und da in Gesellschaft. Obgleich sie behauptete, auch sie mache sich gar nichts daraus, am behaglichsten sei's doch zu Hause in den eigenen sechzehn Wänden. Aber nicht wahr: man weiß auch, was man sich als Ehemann schuldig ist; man ist verpflichtet, seiner Frau mitunter eine kleine Freude zu machen, indem man sie „ausführt". Und — ja, gesteh dir's nur, Lorenz Zettelkasten: Du zeigst auch deine hübsche junge Frau mal gern den anderen, du sonnst dich in deinem Besitztum, du läßt dich gern um eine so schöne liebreizende Gattin beneiden . . . hm . . . Aber das soll natürlich alles Maß und Ziel haben. Es geht nicht an, daß die Frau selbst so kokettiert, daß ihr die Männer nachlaufen. O, da sah man's wieder, was man von Weiberschwüren zu halten hatte: seine Frau, die immer begeistert die eigene Häuslichkeit pries, amüsierte sich da wie eine mondäne Weltdame, und ihre Blicke funkelten herum.

Das sollte ein Ende haben. Man war nicht umsonst Pädagoge und dozierte Psychologie in der Prima. Er würde ernstlich mit Elli reden müssen. Auf sprang er von seinem schalen Glase Wein und holte seine Frau mitten aus dem Gewühl der Herren heraus.

Wortkarg saßen sie im Auto. Hie und da schien es Lorenz, der in Gedanken seine beabsichtigte Ansprache stilistisch durchfeilte, als betrachte ihn Elli etwas spöttisch. Endlich setzte er an, mit der behutsamen Technik des geschulten Pädagogen: „Du scheinst dich ja heute recht gut amüsiert zu haben?!"

Da geschah das Unerwartete. Frau Elli brach plötzlich in Tränen aus. Sie schluchzte zum Erbarmen. Ihr Mann, eben noch dräuender Gerichtsherr, war bestürzt. „Aber was ist denn los? So beruhige dich doch!"

Frau Elli schluchzte. Sie schluchzte auch noch, als er sie sorglich ins Zimmer führte. Er bestürmte sie, sich auszusprechen. Aber niemand kann so erbittert schweigen wie die Frau, der man Geschwätzigkeit nachsagt.

43 Minuten nach der Heimkehr tat sie endlich den Mund auf. Lorenz, zerknirscht, erschüttert, gerührt, trank jeden Hauch, jedes Wort. „Hol mir bitte ein Brötchen aus der Küche, ich habe Hunger."

Lorenz war beglückt. Er stürzte hinaus, er kam zurück. Frau Elli biß ins Brötchen. Schüchtern wagte der Mann einen neuen Angriff. „Aber nun sei lieb und sag', warum du so weintest!"

Das halbe Brötchen entsank der Hand, und die Tränenflut rauschte von neuem. Aber sie versickerte diesmal bald wieder. „Du liebst mich nicht mehr!" hauchte Elli.

„Aber ich bitte dich —"

„Nein, du liebst mich nicht mehr. Du hast mich überhaupt nie geliebt. Nie sagst du mir ein Wort der Anerkennung; andere Frauen werden von ihren Männern gelobt, sie umwerben sie mal. Aber du meinst, es müsse alles so sein. Es ist dir ganz egal, ob ich ein schönes Kleid anhabe oder ein häßliches. Ob ich hübsch aussehe oder wie ein Bauerndirn. Immer andere Leute müssen's mir sagen, du sagst es nie. Und mir liegt doch an den anderen gar nichts, sie sind mir ja alle so gleichgültig, huhu."

Lorenz sah auf: „Aber hör mal, heute abend hast du dich wirklich nicht so betragen, als ob dir an der Meinung der anderen nichts läge. Alle Herren waren ja vernarrt in dich und sagten dir Schmeicheleien, und du hast dich offenbar sehr wohl dabei gefühlt — o, ich hätte sie alle totschlagen können!"

Frau Elli strahlte unter Tränen: „Du hast es gemerkt? „Ich sag dir ja: totschlagen hätte ich die ganze Gesellschaft können, diese Burschen, die deine Arme, deine Schul-
Es war dir nicht gleichgültig?"
tern, dein Lachen verschlangen. Eifersüchtig war ich."

Mit einem Jubelschrei sprang Frau Elli hoch und warf sich an ihres Gatten Brust. Es hätte im Film nicht schöner sein können. „Eifersüchtig warst du? Dem Himmel sei Dank!"

„Aber ich bitte dich, Frauchen, was soll das alles bedeuten?"

„Das soll bedeuten, daß du der liebste, beste Mensch bist, daß ich die glücklichste kleine Frau bin. Ich wollte dich ja eifersüchtig machen, ich wollte sehen, ob dir überhaupt etwas an mir liegt. Du ahnst nicht, wie schwer mir die ganze Komödie fiel. Aber ich mußte ja — du sagst einem nichts. Ach, wie widerwärtig sind mir die andern mit ihrem verliebten Geschwätz. Ich hab' doch nur dich lieb. Eifersüchtig warst du, hurrah, eifersüchtig!"

Da erkannte Doktor Lorenz Zettelkasten, der einst summa cum laude in Psychologie promoviert hatte, daß er in dieser Wissenschaft doch noch nicht ganz sattelfest war.

Von und aus dem Leben.

Von Julius Loeb.

Das Leben gleicht einem Strauch, vom kleinen Trieb an, über Blüte und Reife und namentlich über schüttelnde Stürme hinweg, bis zum Welken.

*

Das Leben versiegt auf der Suche nach Lebensmöglichkeiten.

*

Hinter die volle Lebensweisheit kommen wir erst, wenn uns nur noch wenig Zeit bleibt, sie auszukosten.

*

Niemand ist sein eigener Herr, und sei er nur der Sklave der eigenen Launen.

*

Ein Zurück kennt nur die Erinnerung.

*

Das Leben wäre unerträglich, wenn wir in die Seele unserer Mitmenschen eindringen könnten.

Lustige Rundschau

*** Sein Erkennungszeichen.** Der korpulente Herr (der nach der Theaterpause ins Parkett zurückkehrt): „Mein Herr, habe ich Sie auf den Fuß getreten, als wir vorhin hinausgingen?" Theaterbesucher (eisig): „Allerdings taten Sie das mein Herr, und sehr fühlbar!" Der korpulente Herr (zu seiner Gattin): „Dann ist es hier richtig, Mathilde, komm her! Dies ist unsere Reihe!"

*

*** Geschäft ist Geschäft.** Entlobte Braut (förmlich): „Und soll ich Ihnen den Verlobungsring zurückgeben?" — Der Exbräutigam (verbindlich): „O, das ist nicht nötig, Sie können ihn behalten. Ich werde Ihnen die Rechnung zuschicken, wenn ich meinen nächsten Verlobungsring kaufe!"

*

*** Fataler Irrtum.** Fred: Ich besuchte Mabel gestern abend, und kaum hatte ich das Haus betreten, so empfing mich ihre Mutter mit den Worten: „Junger Mann, Sie wollen meine Tochter heiraten?" — Frank: „Welch' peinlicher Irrtum!" — Fred: „Warte nur, es kommt noch besser! Während ich mich noch zu verteidigen suchte, rief Mabel oben von der Treppe herunter: „Mutter, du hast ja den falschen jungen Mann empfangen!"

*

*** Die Neuvermählten.** Emmi, mein Erich bewundert alles an mir. Meine Stimme, meine Kleidung, meine Figur." — „Und was bewunderst du an ihm!" — „Seinen guten Geschmack!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.